

Nachdruck verboten.

19) Der Unkenteich.

Roman von Gertrud Franke-Schiebelbein.

Richard war erregt. Sie hatte es ihm gleich angesehen. Die Röte lief ihm oft plötzlich über die Stirn. Verbißenes, zorniges Schweigen presste ihm die Lippen zusammen.

Ihr war's förmlich eine Erleichterung, daß er schalt. Nicht 'mal das bißchen Behagen fände er zu Hause.

Sie beugte sich demütig. „Verzeihe mir!“ murmelte sie, glücklich, daß er herauskam aus seiner starren Versunkenheit.

Um ihn abzulenken, fragte sie nach dem oder jenem von seinen Schülern. Sie kannte aus seinen Reden jeden einzelnen.

„Und Hans Martin hatte natürlich wieder den besten Kuffas?“ fragte sie. Mit diesem Namen seines Lieblings hatte sie schon oft die bösen Geister beschworen.

Aber er murmelte etwas Unverständliches in den Bart, biß sich auf die Lippen und zerkrümelte sein Brot. Dann brach es plötzlich wie Gewittersturm aus seiner Brust.

„Der? Denkst Du, der ist besser als die andern? Denkst Du, der hielte zu mir, wenn die ganze Stadt gegen mich ist?“

„Mein Gott,“ flüsterte sie erschrocken, „der auch?“

„Ja, der auch. Und das —! Alles andre hätt' ich verwunden. Aber daß dieser Junge —!“

Er brach ab, verschämt, zu keusch, um seinen Schmerz um dieses geliebte Kind zu verraten.

„Da hat man sich nun Mühe gegeben,“ fuhr er nach einem ringenden Atemzuge fort. „Sein Bestes hat man in die junge Seele gelegt und gejauchzt, wie es trieb und wuchs. Ich bin sein Gott gewesen. Ich habe ihn erst zum Menschen gemacht. Das wußte er ja. Und auch ihn hat's die halbe Seele gekostet, als sie ihm sein Idol vom Thron stießen und besudelten. Bläß und elend ist er geworden, der Junge. Ungleich, bald brennend eifrig, bald faul wie die Sünde. Sich immer wieder emporgerafft, glauben wollen — in so einem Alter, wo wir vom Heroenkultus leben — trotzig, rebellisch... Wie ein junger Löwe gegen einen Wespen-schwarm hat er gekämpft! Die Wespen — das Kleine — blieben Sieger. Natürlich. Und,“ fügte er leise hinzu, wie in schmerzlichem Selbstgespräch, „wie ich ihn kenne, ist er verloren. So ein Entweder-Oder-Mensch. Den hab' ich mitgerissen in den Schlamm des Unkenteiches.“

„Ach, Richard, so ein Kind! Du hast Dich gewiß geläuscht!“

Er lächelte hart. „Sonst drängte er sich immer, mit mir nach Hause zu gehen. Kein Umweg war ihm zu weit. Geduldig hat er auf mich gewartet halbe Stunden lang, in jedem Wetter. Gestern schon entschuldigte er sich. Er habe eine Besorgung. Heute, wie ich auf ihn warte — ich auf ihn — diese e i n e Seele wollt' ich mir nicht entreißen lassen.“

„Er ging nicht mit?“ fragte Lene nach einer schwülen Pause.

„Er hielt's nicht einmal der Mühe wert, sich zu entschuldigen. Frech und trotzig ging er an mir vorüber aus der Klasse. Heute abend kneipt er vielleicht in irgend einem Bums, raucht, schäkert mit Dirnen.“

Er stöhnte. „Das ist wieder einer,“ murmelte er.

Die Mahlzeit war zu Ende, und Lene deckte schweigend ab.

„Was brauchst er denn seinen brausenden Jugendtrieben Einhalt zu thun,“ flüsterte Richard vor sich hin, „wenn sein Lehrer, sein Vorbild es auch nicht thut —“

Das junge Weib ging hin und her, mechanisch ihre Arbeit verrichtend. Sollte ihr keine Versuchung erspart bleiben? — Wieder einer! hatte er gesagt. Sie fielen alle von ihm ab, seine Bekrenen. Und nun sollte auch sie, sein Weib, ihn verlassen?

Vielleicht — vielleicht empfand er's doch als ein Glück, daß sie da war und er ihr, wenn's ihn zu schwer drückte, einen Teil seiner Last aufspaden konnte. Vielleicht auch glimmte in ihm noch ein Häkchen Liebe weiter. Und er wußte nur nichts davon. Der Wust von Schlacke und Asche, die Trümmer des zerbrochenen bürgerlichen Glücks, der Amtshere, des ge-

träumten großen Zukunftswerkes lagen zu hoch darüber gehäuft.

Nein. Sie war seine Schuldgenossin. Deshalb hielt er zu ihr. „Wir gehören nun 'mal zusammen, wie zwei aneinander geschmiedete Galcerensklaven,“ hörte sie ihn sagen. War das etwa Glück?

Nein. Die einzige Möglichkeit für sie beide, noch zur Ruhe zu kommen, ja vielleicht noch zu einer Art Zufriedenheit und Lebensfreude, lag darin, daß sie auseinander gingen.

Mit fieberhafter Spannung erwartete Lene, als Richard wieder fortgegangen war, den Mann, der den Koffer abholen sollte. Bis sechs blieb Richard heute aus. Die Turn- und Spielstunde, die er selbst jetzt im Winter noch innehielt, schloß sich gleich an den Unterricht. Darauf hatte sie gerednet.

Sie zitterte vor der Möglichkeit, daß der Bote später kommen könne. Ganz heimlich mußte alles geschehen. Mit gutem Gewissen mußte er sagen können: Meine Frau hat mich verlassen.

Sie wußte nicht viel von den Gesetzen. Aber das hatte sie immer gehört: böswilliges Verlassen ist ein Scheidungsgrund.

Und dann: je mehr Schuld auf sie fiel, desto reiner stand er da, desto mehr Mitleid fand er für seine unbegreifliche, selbstmörderische Donquichotterie.

Endlich kam der Fuhrmann. Der Koffer wurde auf einen Karren geladen. Der Platz, auf dem er gestanden hatte, grinste sie an, leer und kahl.

Sie atmete auf. Die Angst war ihr vom Herzen. Ihr wurde so reifenruhig zumute, so losgelöst kam sie sich vor wie eine halbausegerissene Pflanze, die der Sturm vollends aus dem Boden zerren will. Sie hielt's an keinem Fleck mehr aus, räumte überall sorgfältig auf, daß nichts zu merken blieb, schrieb noch eine Liste aller Gegenstände, die er täglich brauchte, und der Plätze, wo er sie finden mußte — sie hatte ihm sonst alles zurecht gelegt — und als er nun kam, schlich sich's ihr heilig, wie Feiertagsruhe, ins Herz.

Die letzte Abendstunde!

Sie hatte sich dazu geschmückt, schon mit dem schwarzen Kleid, das sie morgen zur Reise tragen würde. Der stumpfe Stoff hob den Glanz ihres rabenschwarzen, blauschimmernden Haares und das klare, matte Weiß ihrer Haut. Und sie merkte, daß sein Blick fast erstaunt an ihr hing und immer wieder zu ihr zurückkehrte.

Mitteilsam war er auch heute nicht; aber sie dankte es ihm, daß er gleichmütig sein Abendbrot verzehrte und ein paar praktische Dinge ruhig mit ihr besprach. Der feierliche, abgeklärte Friede, der sie durchdrang und allem, was sie sagte und that, eine gewisse Feierlichkeit und Erhabenheit mitteilte, schien unbewußt auf ihn einzuwirken. Er dämpfte seine kräftige Stimme. Er vermied jedes verletzende Wort, das einen Mißklang hervorrufen konnte. Es lag etwas Schonendes, liebevoll Einhüllendes, Großmütiges in seinem Wesen.

Und dazu immer wieder seine fragenden Blicke. Ihre geisterhafte Blässe mußte ihm auffallen.

„Bist Du krank?“ fragte er kurz, aber mit tiefer Unruhe in dem Ton. „Das fehlte auch noch, daß einer von uns jetzt krank würde,“ sagte er vor sich hin, mit der stumpfen Resignation eines Menschen, den kein Schicksalschlag mehr überraschen würde.

„Nein, nein, ich bin nicht krank!“ rief sie hastig. „Reinetwegen sei ruhig. Ueberhaupt,“ sagte sie nach einer Weile — sie konnte nicht anders, es lag ihr zu viel auf der Brust — „überhaupt — sieh' mal, ich bin ja von da oben, von den Bergen. Mir thut nicht leicht was Schaden. Um mich brauchst Du Dir nie und nie Sorge zu machen! Hörst Du?“

Er sah sie erstaunt an. Es lag so etwas Dringendes, seltsam Bedeutsames in dem Ton. Er runzelte die Stirn, schüttelte den Kopf, verstand sie nicht.

„Hörst Du?“ wiederholte sie noch dringender, legte die Hand wie beschwörend auf die seine, und ihre schwarzen Augen drangen ihm wie Senkbleie ins Herz. „Hörst Du, nie und nie! Was auch geschieht, Richard, was auch kommt — werde Du nur mit D i r fertig! Da hast Du genug zu thun!“

Er lächelte leicht ironisch über ihre Ekstase. „Ja, ja; aber was soll das alles?“

„Siehst Du, ich schlag' mich schon durch! Wir aus den Bergen sind hart gewöhnt. Was Euch hier unten alles den Kopf heiß macht — das versteh' ich oft gar nicht. Das ist so kompliziert, so verworren, so unnötig und wird doch so groß und wichtig genommen, als ginge die Welt kaputt, wenn nicht alles nach der Schablone geschähe. Und darum — weißt Du noch, wie Du immer gesagt hast, ich paßte gar nicht hinein in diese — in Eure Welt?“

„Ja freilich — und das sag' ich heute noch. Aber Du — und er packte plötzlich ihre Hand, deren Kälte ihm eisige Schauer durch den Körper jagte — er fühlte mit seinen heißen Fingern ihren fieberhaft klopfenden Puls — „werde mir bloß nicht krank! Schone Dich! Es liegt doch wahrhaftig schon übergenug auf mir!“

„Ich will Dir nicht auch noch zur Last werden, Richard,“ sagte sie leise. „So wahr mir Gott helfe! Was ich thun kann, Dir's leicht zu machen —“

Ihre Lippen zuckten. In ihre Augen stiegen große Thränen. Aber sie konnte es ohne Bitterkeit sagen, aus voller, liebender, opferfreudiger Seele.

Und jetzt konnte sie ihr Vorhaben, das ihr oft verdunkelt wurde durch kleinmütige Bedenken und Erwägungen, wieder rein und leuchtend vor sich sehen als eine harte, aber befreiende Opferthat.

Am nächsten Morgen, als er fertig war und zur Schule wollte, brachte sie hastig das Kind aus dem Nebenzimmer herbei und hielt es ihm nahe vor's Gesicht.

„Hellmut will dem Papa Adieu sagen,“ murmelte sie kaum hörbar. „Gieb' ihm einen Kuß!“

Ein so großer Feind von Härlichkeiten er auch sonst war, das junge, lachende, lebensprühende Gesicht vor ihm war gar zu verlockend.

„Adieu, Du Schlingel,“ sagte er und küßte ihn. Hellmut aber packte seinen Bart, hielt ihn fest, zappelte, krächzte, juchzte, und nur mit Lenes Hilfe konnte Richard sich befreien.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Ueber das Wesen der heißen Quellen.

(Nach einem auf der Naturforscher-Versammlung in Karlsbad von Prof. Sueß-Wien gehaltenen Vortrage.)

Ziemlich allgemein werden die heißen Quellen in derselben Weise erklärt, wie die gewöhnlichen Teinwasserquellen; alles Quellwasser, sagt man, ist atmosphärischen Ursprungs, es rührt von dem Teil der Niederschläge her, welcher nicht sofort verdunstet und auch nicht an der Oberfläche der Erde abfließt, sondern in den Erdboden einsinkt und hier zuweilen bis zu beträchtlicher Tiefe gelangen kann. In der Erdkruste wechseln wasserdurchlässige Schichten, wie Sandstein, mit wasserundurchlässigen, wie Thon, und je nach der Lage der letzteren wird das Quellwasser zu Tage treten. Reichen die wasserführenden Schichten bis in große Tiefen hinab, so wird das tiefer und tiefer sinkende Wasser sich beständig erwärmen, denn die Temperatur im Innern der Erde nimmt fortwährend zu, und wenn die Quelle zu Tage tritt, so hat sie die Temperatur angenommen, welche ihrer Tiefe entspricht.

Zweifellos ist diese Erklärung für sehr viele Quellen richtig. Die gewöhnlichen Quellen, deren Wasser die Temperatur des Bodens zeigt, gehören hierher; der reiche Gehalt an Mineralien, den sie zuweilen haben, wird durch Auflösen der Gesteinsschichten, durch welche sie hindurchsickern, veranlaßt. Auch für warme Quellen trifft diese Erklärung zuweilen zu; das berühmte Heilwasser von Pfäfers, das aus einer engen Schlucht bei Nagaz hervorquillt, entsteht auf solche Weise, es ist eine b a d o s e Quelle, wie man alle diejenigen nennt, welche ihr Wasser der Oberfläche der Erde, dem Meere oder der Atmosphäre verdanken. In einer Höhe von 2300 Metern liegt bei Nagaz das Infiltrationsgebiet, in welchem das Wasser in den Erdboden einsinkt. 1500—1600 Meter tiefer tritt es zu Tage, und auf diesem Wege hat es sich auf 38 Grad bis 39 Grad erwärmt, mit welcher Temperatur es wieder an die Oberfläche tritt. Entsprechend seinem badojen Ursprung zeigt der Wasserstand der Quelle sehr große Schwankungen; zur Zeit der Schneeschmelze dringt das Wasser überreichlich in den Erdboden ein, und auch die Quelle von Pfäfers zeigt sich alsdann sehr wasserreich. Mit dem Nachlassen des Wasserreichthums und der Niederschläge in der Höhe sinkt auch der Wasserstand der Quelle.

Durch diesen leicht erkennbaren Zusammenhang befeuchtet, glaubte man, alles heiße Quellwasser, ja auch alles Wasser, das in der heißen Siedequellen nach Art des Geisers in Island zu Tage tritt, so wie der heiße Wasserdampf, der bei vulkanischen Ausbrüchen ausgeworfen wird, entsamme dem in die Erde eingedrungenen und dort erhitzten Wasser der Niederschläge oder Meere.

Zwischen Siedequellen (Geisern) und Vulkanen besteht jedenfalls ein enger Zusammenhang. Man findet die ersteren nur in vulkanischen Gebieten, und auch bei den Vulkanen sind Ausbrüche, die in mehr oder minder regelmäßigem Rhythmus erfolgen, häufig zu beobachten. Im Geiser erfolgt der Ausbruch dadurch, daß Blasen heißen Wasserdampfes in der Tiefe zutreten. Im Geiserober steht das Wasser, so daß die Siedetemperatur in der Tiefe zufolge des Druckes der überlagernden Säule erheblich höher ist, als 100 Grad. Durch die von der Seite zufließenden Blasen heißen Wasserdampfes wird die Temperatur beständig gesteigert, bis der Siedepunkt erreicht ist. Nun kocht das Wasser auf, die ausgeschleuderten Wassermassen entlasten die unteren Schichten, das Kochen wird stürmischer, und unaufhörlich werden die heißen Wasserstrahlen emporgeworfen, bis sich die ganze Masse erheblich abgekühlt hat. Dann beginnt das Spiel zufolge des Zutretens heißen Wasserdampfes in der Tiefe von neuem. Der Ausbruch erfolgt in ganz regelmäßigen Zwischenräumen, die mit der Zeit bedeutend an Länge zugenommen haben. Noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts fand alle 3 bis 4 Stunden ein Ausbruch statt, während jetzt von einem bis zum nächsten Aufkochen stets mehrere Tage vergehen.

Auch bei den Vulkanen sind zuweilen neben den plötzlichen Ausbrüchen solche regelmäßigen Intermissionen zu beobachten; so zeigte der Vesuv in den 70er Jahren alle 12 Stunden ein stärkeres Ausbrechen. Im Jahre 1871 konnte Sueß mit einigen Freunden bei Neapel einmal beobachten, wie aus einem Nebentrater des Vesubs alle 6 bis 8 Sekunden eine feurige Garbe aufstieg, während der Haupttrater in Pausen von 2 Minuten stärkere feurige Dampfmassen ausandte, wobei andauernd auch Steine ausgeschleudert wurden. Am nächsten Tage glückte es ihnen, in den Nebentrater hineinzublicken. Sie sahen eine tiefe Esse, die sich langsam hob, dann eine Feuergarbe ausandte und wieder zusammenfiel. Die Steine, die unaufhörlich aus dem Haupttrater fielen, dessen Esse in der Tiefe mit dieser Nebenessen zusammenhängen mußte, bedeckten sich sehr bald bei der Abkühlung mit einer weißen Schicht; dieselbe bestand aus Kochsalz, und dieser Umstand ist öfters als Veneis herangezogen worden, daß alles aus dem Vesuv geschleuderte Wasser Meereswasser sei, das eingesickert und in der Tiefe erhitzt ist. Zum Beispiel vertrat diese Meinung Alexander v. Humboldt. Andere Forscher dagegen, wie Gay-Lussac, hielten ein Einsickern des Meereswassers aus physikalischen Gründen, nach der ganzen Beschaffenheit des Meeresbodens und der Küste, für unmöglich.

Die Temperatur der heißen Vesuv-Lava kann nicht viel über 1100 Grad betragen. Bei 1000 Grad schmilzt sie, hat also diese Temperatur jedenfalls überschritten; doch findet man in ihr feste Krystalle eingeschmolzen, deren Schmelzpunkt nur 800 Grad höher liegt. Aber diese Temperatur kann die Lava bei weitem nicht erreicht haben; denn die Wände des Kraters, in den Sueß und seine Begleiter hinabstiegen, bestanden aus genau derselben Lava, die nicht geschmolzen war, obwohl die glühenden Massen monatelang durch das Rohr hinaufzogen. Man erhielt durchaus den Eindruck, als ob die Erhitzung und Schmelzung der Lava in der Tiefe durch zutretenden Wasserdampf verursacht würde, ganz ebenso, wie es bei den Geisern der Fall ist. Der Wasserdampf selbst scheint es also zu sein, der aus der Tiefe kommend die Wärmen mitbringt. Das Wasser sicker also nicht ein und erwärmt sich in der Tiefe, sondern es stammt aus Tiefen, in denen alles Gestein geschmolzen ist, bei denen von Perforation des Gesteins und Infiltration von der Erdoberfläche her keine Rede sein kann. Die Ausbrüche der Vulkanen stellen nach dieser Auffassung eine Entgasung des Erdkörpers dar, die früher ganz allgemein war, jetzt auf einige wenige Linien eingeengt, aber keineswegs schon ganz beendigt ist. Der Ozean ist nicht der abgehende Teil, sondern der empfangende; mit jedem Ausbruch schreitet die Entgasung der Erde weiter vor und die Wasser des Meeres vermehren sich durch die Dämpfe der Tiefe, die alles Wasser ursprünglich geliefert haben. Das aus dem Erdinnern kommende Wasser nennt man j u v e n i l im Gegensatz zu dem b a d o s e n, das sich bereits an der Oberfläche befindet. Alles badose Wasser ist einmal juvenil gewesen, und alle Vulkanen und Geiser bringen beständig von neuem juveniles Wasser an die Oberfläche herauf.

Wenden wir uns nun zu den eigentlichen Thermen oder warmen Quellen im gewöhnlichen Sinne des Wortes, so sehen wir bereits, daß es solche giebt, deren Wasser ungewisselhaft badojen Ursprung hat und bei denen der Mineralgehalt durch Lösung der feinsten Bestandteile dem Erdboden entnommen ist. Es ist aber unbillig, den verallgemeinernden Schluß zu ziehen, daß alle Thermen von derselben Art seien. Für Karlsbad speciell hat man niemals ein Infiltrationsgebiet nachweisen können; vor 20 Jahren erklärte eine mit der Untersuchung beauftragte Kommission, nicht der leiseste Anhalt sei dafür vorhanden, daß durch den Granit, welcher Karlsbad umgiebt, das Wasser in die Tiefe sickern könne. Auch die große Menge von kohlensaurem Kalk und von Kohlensäure, die den Karlsbader Sprudel auszeichnen, kann unmöglich dem Granitfels entnommen sein. So stellte Karlsbad für die Anhänger der Anhängung, daß alles heiße Erdrudwasser durch die Oberfläche der Erde eingesickert sei, ein unlösbares Rätsel dar.

Über bereits vor vierzig Jahren schrieb Hermann Müller über die Beziehungen der Erzgänge und der heißen Quellen in Sachsen und im nördlichen Böhmen. Wir finden hier einerseits die Lagerstätten von Zinnerzen, die durch Sublimation entstanden sind, die den heißesten fumarolen entsprechen und die heißesten Bildungen des Erzgebirges sind. Sie sitzen auf dem Kupferkamm nach dem Ausdruck des sächsischen Bergmanns als zinnerner Hut auf. Andererseits haben wir hier die heißen Quellen, die in diesen Gängen aufsteigen. Bei Altenfalta hat man eine Salzquelle, die so salzreich ist, daß man sie im 17. und 18. Jahrhundert direkt zur Salzgewinnung benutzt hat. Hier kann das Salz doch keinesfalls aus dem Meere stammen, woran man bei dem Besue noch allenfalls denken konnte.

Auch Karlsbad steht auf dem Ausgange eines solchen Ganges. Alle Quellen von Karlsbad befinden sich in einer geraden Linie, die von Granitfelsen umgeben ist. In der Tiefe dieses Ganges finden wir Hornstein, in den auch Schwefel und Natrium eingeschlossen sind. Nach allem ist es unmöglich, daß das Karlsbader Wasser, wie überhaupt das der böhmischen Thermen, vadose Ursprung hat, es ist vielmehr juvenil, seine Wärme ist nicht aus dem Einsickern und der Erwärmung mit zunehmender Tiefe zu erklären, sondern es bringt die Wärme aus dem tiefsten Erdinnern mit. Durch Lösung feiner Bestandteile — 5 800 000 Kubikmeter werden jährlich mitgeführt — werden hier nicht große Höhlungen unter dem Erdboden ausgebildet, sondern Karlsbad ist ein Glied in der Erscheinungsreihe, durch welche die Gase aus dem Erdinnern heraufbefördert werden, erst in den höheren Schichten bilden sich die Verbindungen, die sämtlich in Gasform aus der Tiefe stammen.

Wir haben also, wenn wir das Wesen der Thermen richtig erfassen wollen, vadose und juvenile Thermen zu unterscheiden. Die ersteren empfangen ihr Wasser von oben und ihren Mineralgehalt aus den Schichten der Erde, die das sich allmählich erwärmende Wasser durchsickert. Die letzteren bringen das Wasser aus der Tiefe empor. Sie sind teils hoch mineralisiert wie Karlsbad und Marienbad, teils weniger reich an Mineralien, wie Teplitz. Dahin gehören auch die Quellen von Plombières in den Vogesen, sowie eine Reihe anderer, die, wie die böhmischen, aus Granit hervorgehen und auf Hornstein stehen oder Hornstein in ihrer Nähe abgesetzt haben.

Eine weitere Gruppe heißer Quellen stellen die Siedequellen oder Geiser dar, die den Vulkanen so nahe stehen, daß sie bereits einen Hebergang zu ihnen bilden. Der Wasserdampf, der bei vulkanischen Eruptionen aus der Tiefe emporgeführt wird, die giftigen Dämpfe, die auf Martinique viele Tausend Menschen vernichtet haben, das Nuchsalz, das bei Altenfalta gewonnen wird, und die heißen, heilbringenden Quellen, die an hunderten von Stellen auf der Erde zu Tage treten, sie bilden sämtlich eine Reihe innerlich zusammenhängender Erscheinungen.

Dr. Bruno Vorhardt

Kleines feuilleton.

k. Seltsame russische Sekten. Die letzten Meldungen über die Duchoborzen in Kanada, die alle ihre Habe im Stich lassen und sich zu einer großen Pilgersfahrt, um Jesus zu suchen, aufmachten, lenkten die Aufmerksamkeit wieder auf das religiöse Sektentum in Rußland, von dem sie ausgegangen sind. Rußland ist seit jeher der klassische Boden für die Bildung so merkwürdiger fanatischer Sekten, die oft auf geradezu gefährliche Formen religiöser Schwärmerei verfallen und dabei eine große Verbreitung finden. Es ist einer der seltsamsten Kontraste, die sich in der heutigen russischen Civilisation finden, daß die große Masse des Volkes sehr fromm ist, während unter den oberen Klassen der Atheismus mindestens so verbreitet ist wie das Christentum. In den niederen Klassen lebt aber ein tiefwurzelndes andächtiges Sehnen, das durch das starre kirchliche Formenwesen der orthodoxen Staatsreligion nicht befriedigt wird. Dieses sucht ständig Befreiung in neuen Glaubensbekenntnissen. Mit einer naiven Leichtgläubigkeit heißt das Volk neue Sekten und Lehrer willkommen, wie schamlos und extravagant ihre Glaubenssätze auch sein mögen. Die Aiten einiger dieser Sekten waren sogar nicht selten mit grausamen und blutigen Ceremonien verbunden. Die Sekte der Slopsti begründet ihr Religionsystem auf eine vorfällige und entwürdigende Verflüchtigung des Körpers. Einige haben wie die amerikanischen „Shaker“ (Zitterer) oder mohammedanischen Derwische ständige körperliche Uebungen als einen Teil ihres Rituals angenommen. Von den Alhysti erzählt ein Augenzeuge: Sie begannen ihren Gottesdienst mit Hymnen und Anrufungen an „Gott Zebaoth“ und „Christus Jwan“, worauf der Älteste aus der Apostelgeschichte die Worte las: „Eure Söhne und eure Töchter sollen prophezeien.“ Danach drehte sich die ganze Gemeinde in schwindelerregenden Bewegungen. Alt und Jung, Männer und Frauen wurden in Ausbrüchen anstößender Wahnsinn durch tolle Verrenkungen und Gestikulationen, die das Gestatter der Engelschwüngen nachahmen sollten, mit fortgerissen. Jeder Sinn für Zeit und Ort war verloren, jeder folgte seiner Eingebung. Einer stand in ekstatischem Entzücken angewurzelt auf einem Fleck, ein zweiter stampfte und sprang heftig schluchzend in die Luft. Mehr wie wirbelnde Geister als menschliche Wesen legten sie umher, bis sie erschöpft niedersinken

und gebrochene Seufzer und nur halb verständliche Ausrufe ausstießen, die als kostbare Offenbarungen von oben aufgenommen wurden. Die Bepopovtzi oder „Die ohne Priester“ haben alle Sakramente außer der Taufe verworfen, und jeder kann seiner individuellen Meinung folgen. Am Gründonnerstag sitzen „Gaffer“ oder „Gähner“ stundenlang mit weit geöffnetem Munde beim Gottesdienst und warten darauf, daß ihr geistiger Durst von Engeln aus unsichtbaren Helden gestillt werde.

Im Gegenzug zu diesen Selten haben andre vorgeschrittenere Ideen. Jeder neue Lehrer kann in Rußland auf Gehör rechnen, wenn seine Lehre ein geistiges oder physisches Sehnen zu erfüllen scheint. Ansprüche auf prophetische Macht scheinen die größte Anziehung auszuüben. Jeder halbverrückte Schwärmer, der Versprechungen auf die Erfüllung biblischer Verheißungen, Drohungen oder Wahrsagungen über das zukünftige halbjährige Ende der Welt und das Kommen Christi ausspricht und der dies alles in unbestimmter aber biblischer Sprache vorbringt, wird von Hunderten gläubiger phantastischer Zuhörer als ein inspirierter Bote Gottes empfangen. Frauen haben besonders die Gabe, zu predigen und zu prophezeien. Sie werden allgemein als niedere Wesen, aber als empfänglicher für göttlichen Einfluß angesehen. Prophetinnen dieser Art bekommen den Titel „Heilige Jungfrau“ oder „Mutter Gottes“, was oft von denen wörtlich genommen wird, die die Ankunft eines neuen Messias erwarten. Eine typische Sekte, die „Zähler“, ver kündigte eine neue Offenbarung, die ein von Engeln vom Himmel gebrachtes Buch enthalten sollte. Ihr Führer war ein ganz unwissender Bauer, aber er predigte eine neue Lehre, daß das Volk Gottes „gezählt“ und getrennt werden müsse, daß die Zeitordnung gestört, heilige Feste falsch berechnet und die Stunden, die Gott geweiht sein sollten, durch weltliche Arbeit entheiligt worden wären. Sie hielten Mittwoch als Ruhetag statt Sonntag und feierten Ostern am Aghermittwoch. Das „Volk ohne Gebete“ begnügt sich mit innerlicher Betrachtung ohne irgend welchen äußeren Ausdruck. Die „Stummen“ enthalten sich gänzlich der Sprache. Die „Schweigenden“ leugnen jeden religiösen Glauben. Sie verwerfen die Bibel, erkennen keine Priesterchaft, kein kirchliches Ritual oder Gebet an und glauben nicht an ein künftiges Leben oder Gott, da jeder für sich Offenbarung und Autorität ist.

Die gefährliche Extravaganz, der sich das russische Volk in seinen Bemühungen, der unbefriedigenden Knechtschaft der orthodoxen Kirche zu entkommen, überläßt, zeigte sich kürzlich von neuem bei der Entdeckung einer neuen Sekte, die für Abschaffung der Ehe ist, um durch Zerstörung der Rasse das Kommen des Tages des Herrn zu beschleunigen. Eine andre schredliche Sekte begab von Zeit zu Zeit Mitglieder ihrer Gemeinschaft lebendig. Die mächtigste aller russischen Sekten sind die Studisten oder Evangelisten, wie sie sich selbst nennen, die Millionen Anhänger zählen. Ihre Religion ist eine Art aus dem Evangelium gegründeter Protestantismus; obgleich sie nichtern und fleißig sind und die Gesetze beobachten, sind sie von der Regierung doch mit großer Strenge verfolgt worden. Ihre Niederlassungen sind über den Kaukasus und Sibirien verstreut worden, aber in den Personen der Verbannten hat man nur ein Heer eifriger Missionare ausgesandt.

cc. Grün- und Rotfärbung von Gewässern. Daß während der Frühjahrs- und Sommermonate an stehenden Gewässern zuweilen eine intensive Grünfärbung beobachtet wird, die manchmal wochenlang andauert, ist allgemein bekannt. Die Ursache dieses Grünwerdens, das gewöhnlich rasch wieder verschwindet, bilden bestimmte mikroskopische Organismen, die sich übermäßig stark vermehren und durch den ganzen Teich oder See verbreiten. Meist kommen hierbei pflanzliche Wesen, Algen in Betracht, und zwar ist es in der Mehrzahl der Fälle nur eine Art, die ein so starkes Uebergewicht über die anderen in demselben Becken lebenden Arten gewinnt. Die Erscheinung ist verwandt mit der sogenannten „Wasserblüte“, bei welcher die Algen in unmittelbarer Nähe der Oberfläche stehen; es giebt aber auch Algen, die keine ausgesprochene Vorliebe für die Oberfläche behaupten, sondern sich durch alle Wasserschichten, zu denen das Licht eindringt, gleichmäßig verbreiten und dadurch ein gleichmäßiges Grünwerden des Wassers hervorbringen. Nicht so bekannt ist, daß auch ein Rotwerden von Gewässern, wenn auch seltener, vorkommt. Auch dieses verdankt, wie im „Biologischen Centralblatt“ mitgeteilt wird, seine Entstehung ganz bestimmten Organismen. So wurde im Juli an einem Fischteich zu Herne in Westfalen eine blutrote Färbung beobachtet, welche von einer bestimmten Art Geißelinfusorien hergeleitet war. An schlecht gereinigten Fischteichen ist auch manchmal eine grellrote Färbung wahrzunehmen, sogar im Winter unter dem Eise, diese Erscheinung rührt gleichfalls von bakterienartigen Wesen her. Eine rote Alge dagegen, Oscillaria rubescens, ist es, die im Züricher See zuweilen in erstaunlicher Leppigkeit auftritt und den ganzen See streckenweise dunkelrot färbt, als hätte man große Mengen Blut in ihn hineinfließen lassen. Die Anwohner des Sees bezeichnen diese Erscheinung als „Burgunderblut“, im Andenken an das freilich nicht bei Zürich vergossene Blut des mächtigen Feindes, den die Schweizer im 15. Jahrhundert nach heiligem Kampf besiegt haben.

Theater.

Kleines Theater („Schall und Rauch“): „Adermann, Eine tragische Komödie in drei Akten von . . .“ — In dem Rentier Adermann verlebendigte der auf dem Theaterzettel ungenannt gebliebene Dichter einen typischen Vertreter jener Selb-ma-

Naturen, die sozusagen aus niedrigster Sphäre zu Geld, schwerer Wohlhabenheit gekommen sind. All sein Lebtage hat Adermann hart gearbeitet, sich nichts gegönnt, sondern nur immer Fleißig zu Fleißig, Thaler zu Thaler. Goldkrone zu Goldkrone gelegt. Darüber ist er Junggeselle geblieben. Nun, da der Achtundfünfzigjährige sich zur Ruhe gesetzt hat, will er seinem Golde einen Leibeserben hinterlassen. Denn die Verwandten sollen nichts kriegen — keinen roten Heller. Adermann wohnt jetzt bei einer Sekretärswitwe, die es im stillen auf ihn und sein Geld abgesehen hat. Es kommt aber vorerst anders: Der alte Narr begehrt deren Tochter, ein blutjunges Ding, die mit einem Studenten der Chemie so gut wie verlobt ist. Adermann kriegt also einen Korb. Wenn er nun den Entschluß wahrmacht, auszugehen, so gerät die Vermieterin in eine furchtbare Zwangslage. Sie hängt beim Hauseigentümer mit der Miete und wie der Gerichtsvollzieher kommt, stellt sich heraus, daß ihr, entgegen ihrer Angabe, sogar nicht einmal die Möbel im Zimmer des Studenten gehören. Das alles weiß Adermann, er kann die Wittib also leicht ruinieren. Angefichts dessen bleibt ihr keine andre Wahl, als sich zu den Vätern des verlebten Alten zu befehlen. Die Tochter opfert, obwohl mit viel Thränen, den Studenten und wird Adermanns Frau. Acht Monate später schenkt sie ihm schon einen Erben. . . Nun hat Adermann, was er gewünscht. Sein Vaterstolz, sein Glück ist so groß, wie sein Bahh. Längst hat er seine Frau im Verdacht der Untreue, die Ehe ist so unglücklich, wie man sich denken kann. Wenn Adermann Beweise erhält, wehe der Ungetreuen: „Splitterfasernack“ schwört er, sie vor die Thür zu setzen. Was kann ihm auch an der Frau viel liegen. Er hat ja „sein“ Kind, seinen Erben. Daß vielleicht doch jener Student der Vater des Jungen sei, nein und tausendmal nein! Dennoch ist's so und nicht anders. Eines Tages bringt ihm der Mann seiner gehätzten Schwestertochter untrügliche Beweise darüber. Nun kennt seine Wut keine Grenzen mehr. Er gebärdet sich wie wahnsinnig, er sucht, er kramt und jammert. Heller Wahnsinn ist auch die folgende That. Niemand soll erben, was sein „Ich“ ausmacht, keiner soll das Geld besitzen. Und so packt Adermann alle im Schrank sorgfältig aufgeschichteten Wertpapiere und wirft sie, eins ums andre, ins lodernde Kaminfeuer. Damit besiegelt Adermann auch sein eignes Schicksal, denn so will es die Rache an andern, daß sie auch zugleich den Nächsten vernichtet. Rauch qualmt auf — und ist das Ende. . . Recht besehen, sind das alles Vorgänge, die uns bekannt erscheinen, weil sie sich oft im Leben wiederholen und auch schon vielfach im Roman behandelt wurden. Aber was an dieser „tragischen Komödie“ frappiert, ist doch die eigenartige Behandlung. Wir werden dem Drama keine Stelle unter den Bühnenwerken von bleibender Dauer zuweisen, aber wir müssen ihm doch hervorragende Qualitäten nachrühnen. Der Stoff ist sicher herausgegriffen und ohne Hang zu künstlicher Konstruktion lebenswahr gestaltet. Milieu und Charakterzeichnung, trefflichere Bühnenwirksame Führung von Anfang bis zum Ende beraten einen um seine Mittel nie verlegenen Dichter, der, wenn uns nichts trügt, auch zu einem Amateur ungewöhnlichen Schlages das Rüstzeug hat. Emanuel Reicher aber war doch der Träger des durchschlagenden Erfolges. Man empfand, daß sein Adermann so und nicht anders gegeben werden kann. Was der Künstler gab, war einfach stupend, es war mit einem Wort eine so großartige Menschendarstellung, daß sie kaum einen Vergleich zuläßt. Er verdunkelte die, was ebenfalls anerkannt sei, durchaus vorzüglichen Leistungen, welche vor allen andern Anna Müller-Dinke (Frau Wille), Gertrud Eysoldt (Arube), Richard Wallentin (Dr. Wendendorf) und Hans Wasmann (Student Emil Grassow) im Rahmen ihrer mehr oder weniger dankbaren Rollen boten. Mit diesem Drama, als dessen vernünftlicher Autor Felix Holländer, der erfolgreiche Berliner Roman- und Theaterkritiker, im Theater genannt wurde, dürfte das „Kleine Theater“ sein eigentliches Zugstück gefunden haben. — o. k.

Physikalisches.

ss. Was ist Elektrizität? Arthur Wille weist in dem letzten Heft der „Centralzeitung für Optik und Mechanik“ darauf hin, daß auf diese Frage eine Antwort überhaupt nicht erwartet werden könne, weil sie in sich selbst einen Irrtum enthalte, der allerdings nicht so offen zu Tage liege. Unsere Erkenntnis der Natur wird uns durch die fünf Sinne vermittelt, aber es giebt Kräfte in unserer Umgebung, die auf unsere Sinne nicht wirken und uns daher durch sie auch nicht verraten werden können. Entdeckt werden sie erst dann, wenn sie mittelbar unseren Sinnen zugänglich gemacht werden. Wie das geschieht, lehrt z. B. eine solche Entdeckung wie die der Röntgenstrahlen. Die Naturvorgänge, die unsere Sinne unmittelbar beeinflussen, bilden nur einen kleinen Teil der Gesamtheit. Die sinnlich nicht wahrnehmbaren Vorgänge dagegen gelangen doch schließlich in den Bereich unseres Fassungsvermögens, indem sie sich fortpflanzen, sich umwandeln und andre Geschehnisse veranlassen, die auf unsere Sinne wirken. Als Beispiel können uns die chemischen Kräfte dienen. Durch die Bethätigung solcher können zwei unserer Sinne, nämlich Geschmack und Geruch, erregt werden, die aber so unvollkommen entwickelt sind, daß sie für unsere wissenschaftliche Erkenntnis nicht viel zu bedeuten haben. Wenn wir von der Chemie

nicht mehr wüßten, als wir durch Geschmack und Geruch von ihr erfahren, so würde es recht schlecht um unsere Gelehrsamkeit auf diesem Gebiete bestellt sein. Die chemischen Vorgänge aber beeinflussen glücklicherweise auch die mechanischen und optischen Zustände und werden uns dadurch sichtbar als Veränderungen im Raum und als Umwandlungen der Farbe. Letztere spielen im Vergleich zu ersteren nur eine geringfügige Rolle in der Forschung. Die Beobachtung der Veränderungen im Raum muß die Grundlage für die wissenschaftliche Betrachtung und Vertiefung sein. Auch die Elektrizität ist, wie noch andre Begriffe von Kräften, nur eine Hilfsvorstellung, um eine Reihe von Erscheinungen im Raume zu erklären. Gilbert hat sie vor etwa 250 Jahren geschaffen, indem er gewisse Vorgänge auf die Reibungen oder Wirkungen einer Kraft zurückführte, die er Elektrizität nannte. Die späteren Forscher behielten seine Anschauung bei, weil sie eine große Zahl von natürlichen Vorgängen einheitlich zusammenfaßte. Wenn man nun aber meint, es gebe da draußen in der Natur etwas Besonderes, das unserer Vorstellung von Elektrizität entspricht, so ist das ein Irrtum. Die Vorstellung besteht nur in unserem Geist, der eine Anzahl gleichsam telegraphischer Zeichen aus der Außenwelt in einen Kreis gebannt und dessen Inhalt als Elektrizität benannt hat. Was in der Natur selbst den in diesen Kreis der Vorstellung enthaltenen Vorgängen entspricht und wie ihre Ursachen zusammenhängen, wissen wir nicht. Höchstens kann soviel mit Gewißheit behauptet werden, daß die von uns beliebte Zusammenfassung in der Natur nicht vorhanden ist und daß es also keine individuelle Naturkraft der Elektrizität giebt. Wenn wir diese Geburt unserer geistigen Vorstellung auf wirkliche Raumbildung zurückführen könnten, so würde dadurch vielleicht noch nicht einmal etwas gewonnen sein, denn auch sie würde sich weiterhin nicht erklären lassen, so daß nur ein neuer rätselhafter Begriff an die Stelle des alten getreten wäre. Es geht wohl mit allen unseren Vorstellungen der Natur und ihrer Kräfte ebenso, und die Frage: Was ist...? läßt sich überhaupt nicht beantworten, gleichviel worauf sie sich bezieht. Wir können nicht weiter kommen als bis zu einer Verknüpfung unserer Vorstellungen und zum Aufbau einer höheren Vorstellung durch die Zusammenfassung einzelner. —

Humoristisches.

— Schlaun. Der Girglbauern-Nazi hat heute von seiner Dulcinea, einer drallen Bauerndirne, ein Brieflein erhalten. Da aber der Nazi, eine Kapazität auf dem Gebiete der Dummheit, nicht lesen kann, ruft er seinen Wittknecht Florian herbei. „Du, Flori“, beginnt er geheimnisvoll, „mei Mesl hat mir an Brief g'schrieb'n, möchst mir 'n net vorlesen?“

„Ja, warum net,“ bemerkt ganz trocken der Flori.
 „Du mußt Dir aber d'Ohren zuabind'n lassen,“ meint der Nazi.
 „Selbstverständl.“ repliziert der andre.
 Und der Flori beginnt zu lesen. Undächtigt lauscht der Nazi. Als der Brief zu Ende gelesen war, fragt der Nazi:
 „Hast eppan was verstand'n?“
 „Net a Wörtl!“ entgegnet mit der anfrüchtlichsten Miene der Florian. — („Jugend.“)

Notizen.

— Pauschale nicht Anteil. Es waren Stimmen laut geworden, welche die ungeheuer hohen Vorkaufspreise gelegentlich des Sarah Bernhardt-Gastspiels tadelten. Die Leitung des Schauspielhauses läßt nun erklären, daß sie von den Einnahmen des Gastspiels nicht einen gewissen Prozentsatz bekommen, sondern pro Abend ein bestimmtes Pauschale; es liege ein reiner Pachtvertrag vor. — Die Sache siehe sich weiter ausgestaltet; so, daß man schließlich weder Direktor noch Schauspieler mehr anzustellen brauchte, dafür aber das Theater das ganze Jahr verpachtete. —

— „Flavius Pacupius“, ein Lustspiel in Versen von Hermann Katsch, ist vom Schauspielhause zur Auf-führung angenommen worden. —

— Die Erstaufführung des Wildenbruchschen Dramas „König Laurin“ im Schauspielhause findet am 5. oder 6. November statt. —

— Paul Oskar Höders Schauspiel „Die Wappenhäuse“ geht am 13. November im Hamburger Thalia-Theater erstmalig in Scene. —

— Das Lustspiel „Der Taubenhof“ von Jerome gelangt demnächst in der Bearbeitung von Wilhelm Wolters, im Dresdener Hoftheater zur Erstaufführung. —

— Die Marienkönigin, ein wenig bekanntes, einmaliges Schäferspiel von Gluck, wird von der Dresdener Hofoper zur Aufführung vorbereitet. —

— 3000 M. mußten Keller u. Meiner der Stadt Leipzig zahlen, damit sie Klingers „Beethoven“ zur Ausstellung bringen konnten. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 2. November.